

# Spott-Revue

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **97 (1971)**

Heft 4

PDF erstellt am: **20.09.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

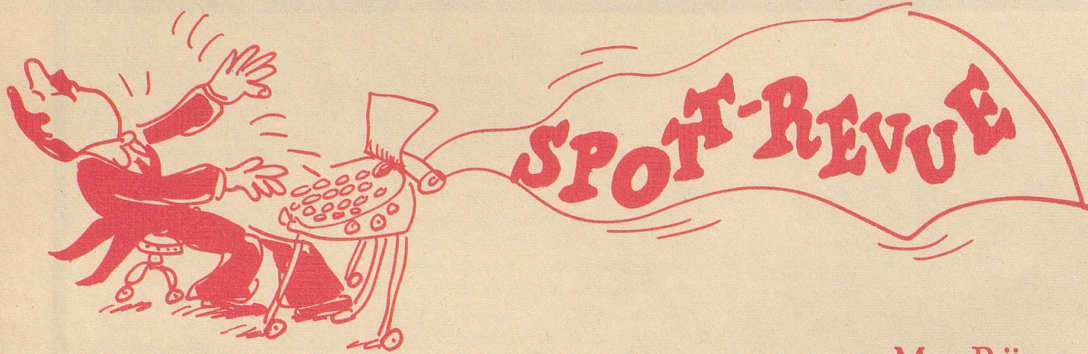
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.





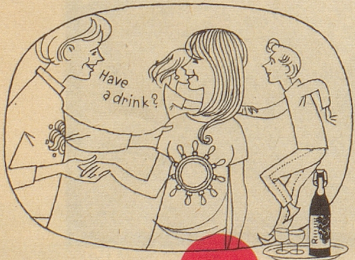
von Max Rüeger

## Ausflug nach Bern

Es widerfahren einem ja manchmal schon die wunderlichsten Dinge. Zwecks Herstellung einer Fernseh-Sendung hatte ich kürzlich einige Abende in Bern zu verbringen, um dort in diversen Kellergewölben Diverses an Kabarettistischem zu betrachten.

Nun, es sei ehrlich zugegeben: meine Beziehungen zur Bundeshauptstadt waren bisher höflich-distanziert, ich fühlte nicht machtvollen Drang, mich unter den fraglos bezaubernden Louben zu ergehen, wenn schon Fluß dann lieber Limmat, die regsame Tätigkeit in Theatern und Theaterchen, auf Bühnen und Podien registrierte man gewissenhaft – aber beträchtliche Kommunikationsschwierigkeiten konnten nicht geleugnet werden.

Dabei war's vielleicht eher Faulheit denn Abneigung, die den Kontakt auf Sparflamme beließ, man vermüßte sich einfach nicht, voilà. Und jetzt – ich kann's immer noch nicht glauben – bin ich plötzlich



Quelle der Lebensfreude: RESANO Traubensaft!

BRAUEREI USTER

Berner Gewölbe-Fan! Diese wenig aufregende Tatsache dürfte Bern und den Bernern mit Sicherheit gleichgültig sein – aber bei mir hat's nun halt gefunkt!

Darf ich das erklären?

Also.

Wir sahen uns – neben anderem – die Programme des Cabaret «Zahnstocher» im «Theater am Zytglogge» und der «Schifertafele» im «Zähringer» an.

Das «Zahnstocher». Gemacht von einem Team von Laien, angeführt von Werner Suter, einem Lehrer in Utzenstorf. Hier wurde, in monatelanger Arbeit, in unzähligen Stunden, dem täglichen Kram abgestohlen, ein Kabarett-Abend geschaffen, der so frappierend stimmt in der Aussage, in der äußeren Form, daß man vorerst einmal staunt wie ein Kind vor dem Weihnachtsbaum.

Da agieren fünf Darsteller, deren effektive Qualitäten auch nach dem letzten Ratsch-Ratsch-Vorhang nur schwer eingestuft werden können, hundertzwanzig Minuten lang so vollkommen richtig, so selbstverständlich, so unaufdringlich-präzise, so ohne jede oberflächliche Schablone, daß man sich kopfschüttelnd fragt, warum denn ums Himmels willen die leicht lädierte Hochburg Zürich von diesem Ensemble noch keine Notiz genommen hat.

Da spielen zwei Damen und drei Herren Kabarett, von denen jeder die eigenen Grenzen und die der anderen instinktsicher zu kennen scheint, so, daß man diese Grenzen erst im Nachhinein bewußt registriert.

Und dann ist die Vorstellung zu Ende, man trifft sich einen Stock höher am Wirtstisch, man plaudert, die auch in Bern unvermeidliche Polizeistunde schafft vorübergehende Gesprächs-Zäsur, man kauft sich einige Flaschen trinkbaren Weines über die Gasse, wird in eine Altstadt-Bude – Blick auf die Aare inbegriffen – geführt, hockt sich

auf Stühle, die man von der Bühne mitbrachte, weil die Sitzgelegenheiten knapp sind, und merkt, während die Kohle im Ofen glüht, daß



man mit Leuten diskutiert, die sich begeistert und klug engagieren, obwohl sie wissen, daß die Einnahmen bestenfalls die Unkosten decken. Dabei fehlt ihnen die sektierische Humorlosigkeit, die jeden Dialog verunmöglicht, sie fehlt ihnen sowohl auf der Bühne wie auf der Bude, sie können es sich leisten, tolerant zu sein, ohne sich selbst verleugnen zu müssen.

Die Absicht wird durch die Ansicht legitimiert, man weiß, was man will – und man will, was man weiß.

Da mag man mit einigem nicht einverstanden sein, da bleiben, auch nach fröhlicher Zecherei, manche Vorbehalte, man findet nun keines-

wegs alles großartig, nur weil man nach dem mitternächtlichen Glockenschlag die Gläser schwang.

Was jedoch haftet ist die Einsicht, daß ohne Rücksicht auf Vorsicht und Nachsicht mit Zuversicht an die Existenz des Schweizer Kabarets geglaubt werden darf.

Kleiner Nachsatz: das ist für mich keine neue Erkenntnis.

Sondern höchstens erhoffte Bestätigung von unerwarteter Seite.

Es lebe das Paradoxon.

\*

Einen Abend später: das Jubiläumsprogramm zum zehnjährigen Bestehen des Cabaret «Schifertafele» im «Zähringer».

Auch ein Lokal, das einen von Neid erblassen läßt. Die Balkendecke, die Tische, an denen man wie einst im Mai sitzt, das hübsche, blonde Mädchen, das sich auf den Zentralheizungskörper schwingt, weil's von seinem Platz aus nur die halbe Bühne sieht.

Ein Resümee aus zehn Jahren. Wie vieles könnte da rettungslos veraltet sein, antiquiert, nicht mehr möglich. Zehn Jahre – für Kabarett ein Menschenalter, man läßt die eigenen Nummern Revue passieren. Wie haben wir an diesem Abend gelacht. Wie haben wir uns gefreut an Susi Aeberhard, die partiell aberwitzig komisch war, an Heidi Schönmann, an ihrer versponnenen Bünzligkeit, an Walter Maurhofers unwerfender Liebeserklärung an Ostermündigen, und an Hugo Ramseyer, der für die eigenständige Berner Ausdrucksart so vieles tat und so vieles tut.

Der Hugo Ramseyer, dessen Refugium mit Ausstellungen, Lesungen, das realisierte, was man sich so sehr wünscht.

Das mag alles so schrecklich naiv klingen, mag den Anflug haben von Eingeständnis der eigenen Schwäche, beispielsweise in Zürich solches nicht herstellen zu können.

Aber so ist das nicht. Es gilt einfach festzustellen, daß in Bern etwas munter lebt, was andernorts dahinsieht. Und: es lebt in Bern primär für Bern. Genau so wie die Troubadoure und die Trouvères, die sich ja mittlerweile auch andere Städte eroberten.

Und wenn das alles viel provinzieller, viel kleinstädtischer wäre –

**200 000.-**  
an Hauptziehung

dazu  
Zwischenverlosung **20**  
PHILIPS  
Farbfernseher

**neu**

Landes-Lotterie

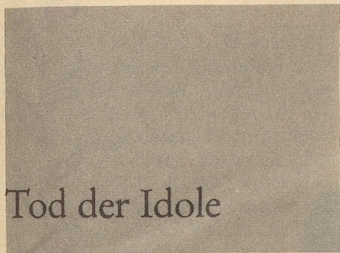


man müßte sich dennoch darüber freuen. Daß sich Form und Format einstellen – das macht's für den Gast leichter und schwerer zugleich. Man verstehe mich nicht falsch: ich streue nun nicht Asche auf mein Haupt, ich bin nicht kleinmütig, errichte kein Denkmal, voreilig und unüberlegt.

Man hat nur, wenn einem das Kabarett in all seinen Spielarten am Herzen liegt, den Ton zu finden, diese Berner Töne zu werten. Wahrscheinlich haben das unzählige Nicht-Berner vor mir bereits getan, und sie mögen lächeln über meine Verwunderung.

Auch ein Zürcher darf einmal langsam sein.

Womit eigentlich die eingangs erwähnten Kommunikationsschwierigkeiten behoben wären ...



## Tod der Idole

Sie haben Musikgeschichte gemacht. Sie erfanden eine Musikform, die, anfänglich verdammt, inzwischen ein ganzes Genre maßgebend beeinflusste: sie – die Beatles – erfanden den Beat.

Sie waren Mittelpunkt histerischer Ovationen, sie füllten Fußballstadion, sie verdienten Millionen, sie machten sich zu Leitbildern einer jungen Generation, die nach Leitbildern suchte. Ihr Sterben begann vor vielen Monaten. Sie rafften sich, Fachleute fixierten dieses Datum, 1967 zu ihrer letzten genialen Tat auf, zur Langspielplatte «Ser-

geant Pepper's Lonely Hearts Club Band».

Nun treffen sich Paul McCartney, George Harrison, Ringo Starr und John Lennon, wieder vor Gericht, Beatle Paul verlangt die Auflösung der gemeinsamen Firma, er will sich sein Geld solo ersingen, und nun soll aktenkundig werden, was zuvor schon offenkundig war: daß sich das Quartett auseinanderlebte.

Sie begannen vor gut zehn Jahren, völlig unbekannt, in einem wenig fashionablen Schuppen auf der Hamburger Reeperbahn, dort machten sie, für 250 Mark pro Kopf und Woche, Musik.

Auf 70 Millionen Franken schätzt man das Jahreseinkommen der Gruppe, die in den Top-Pop-Jahren keine Platte ohne Millionenaufgabe verkaufte.

Sie gründeten die «Apple Corps Ltd.», sie förderten junge Talente, unter anderen die zarte Mary Hopkin. Sie hatten einen Manager, Brian Epstein, dem sie Macht gaben und der Macht ausübte, der dann Pillen schluckte und starb, und dessen Nachfolger ein geschäftliches Chaos provozierte.

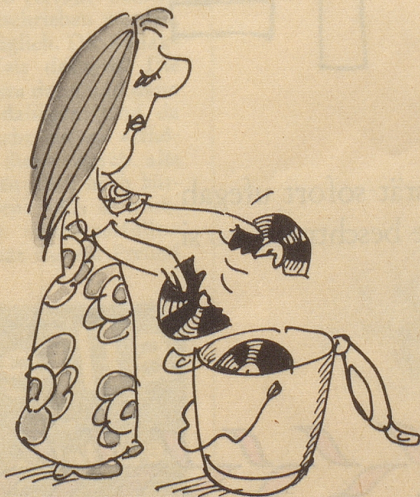
Die Gruppe präsentierte sich zunehmend in ihren Einzelheiten, und vor allem John Lennon war es, der mit seiner japanischen Ehefrau Yoko Ono der Gemeinschaft entsagte, um vorwiegend als «peace-lover» im Doppelbett zu posieren.

Der Tod der Beatles – er schließt eine Epoche ab. Sie haben Epigonen und Nachfahren gefunden, sie inspirieren zu Weiterentwicklungen, sie waren ein Anfang, dessen Ende ihr eigenes Ende wohl kaum markieren wird.

Man dürfte noch von den Beatles sprechen, wenn man längst nichts mehr von ihnen hören wird.

Sie starben angesichts ihrer eigenen Unsterblichkeit.

Idole haben kein Anrecht auf Pension.



Hi



## Lieber Alfred Theophil Rasser-Läppli,

nun sind Sie also zur Jubiläums-Tournée mit Ihrem «HD-Soldat Läppli» gestartet. Der Auftakt war erfreulich, sie spielen vor ausverkauften Häusern.

Es mag da dennoch einige Leute geben, die den HD-Soldaten Läppli lieber aus der Dienstpflicht entlassen haben möchten. Sie vermeinen ihn zu kennen, sie fanden ihn, vor 25 Jahren, vielleicht ganz lustig, damals gehörte das wohl zum guten Ton, aber die Zeiten, so glaubten diese Leute, hätten sich geändert, und im Moment bedürfe die Armee anderer Dinge als ausge-rechnet Lachen.

Ich denke, es gibt keine Armee in keinem Lande zu keiner Zeit, die auf einen Läppli verzichten kann.

Und wir haben uns diesen Läppli immer dann vorzunehmen, wenn wir Gefahr laufen, die Maßstäbe zu verlieren.

Irgendwie – und ich weiß sehr genau, wie man mich da miß-verstehen kann – sollte in jedem von uns immer irgendwo ein bißchen Läppli schlummern.

Nicht allzu tief, damit er im richtigen Moment aufgeweckt werden kann.

Nun lachen wir, nach 25 Jahren, wieder über den so klugen Einfaltspinsel. Wir sehen uns erneut mit einer naiv-hintergründigen Logik konfrontiert, die in tausend alltäglichen Dingen erschüttert, was unerschütterlich zu sein hat.

Wahrhaftig: die Zeiten haben sich geändert. Aber sie änderten sich zugunsten des Theophil Läppli.

Dies – es soll nicht verschwiegen werden – ehrt sowohl den Läppli wie die Armee.

Oder zumindest diejenigen in der Armee, die inzwischen lernen, daß man mit Läppli nicht nur leben muß, sondern mit Läppli leben soll.

Läppli stellt – heute noch genau so wie damals – viele Fragen. Es gibt, davon bin ich überzeugt, in unseren Tagen mehr Leute als früher, die bereit sind, die Notwendigkeit dieser Fragen einzusehen.

Nicht zuletzt darum wünsche ich dem «HD-Soldaten Läppli» eine ähnliche Publikums-Resonanz wie vor einem Vierteljahrhundert. Mögen die Zuschauer lachen – und mögen sie, wie ehemals, merken, worüber sie lachen.

Ihre Chancen, lieber Alfred Theophil Rasser-Läppli, liegen günstig.

Mit den herzlichsten Grüßen

Ihr

Max Dörmiger